

Carolin Hof (Jahrgangsstufe Q1)

Lise Meitner Gymnasium
Am Stadtpark 50
51373 Leverkusen
Lehrerin: Frau Höche

Landeswettbewerb Philosophischer Essay 2014

Thema III: „Sind die schönen Dinge schön, weil sie uns erfreuen?
Oder erfreuen sie uns, weil sie schön sind?“

Sonntagnachmittag im Museum. Menschen, jung und alt, strömen durch die Tür. An manchen Bildern drängeln sich die Massen, an anderen bleiben nur vereinzelt Menschen hängen. Zielstrebig folgen einige den Hinweisschildern „Meisterwerk: Hier entlang!“. Sie suchen *Van Gogh*, *Monet* und *Da Vinci*. Man geht gespannt an den Ausstellungswänden vorbei, auf der Suche nach einem Gemälde, das bewegt und fesselt; einem Bild, welches erfreut und schön ist. Würde man es ganz nach der Art des lästigen Sokrates wagen, die Frage zu stellen, ob „die schönen Dinge schön (sind), weil sie uns erfreuen“ oder, ob „sie uns (erfreuen), weil sie schön sind“, würde man vermutlich auf fragende, verwirrte, oder auch nachdenkliche Blicke treffen. Zwar hat man sich schon oft gefragt, wie Van Gogh seine Farben so zum Strahlen bringt und was die Mona Lisa so geheimnisvoll wirken lässt, doch warum wir Dinge schön finden und was Schönheit überhaupt bedeutet, das sind Fragen die der Philosophie überlassen bleiben.

Je genauer man hinschaut und nachdenkt, als desto vielfältiger und raffinierter entpuppt sich das Problem, dass sich hinter der Frage versteckt. Derjenige, der die Frage „Sind die schönen Dinge schön, weil sie uns erfreuen?“ bejaht, stellt gleichzeitig folgende These(I) auf: Die Empfindung bzw. die Definition von Schönheit ist abhängig von der subjektiven Wahrnehmung/- und Urteilsfähigkeit, das heißt geprägt von persönlichen Empfindungen des Individuums beim Betrachten des Objekts oder beim Erleben eines Moments. Die Betonung liegt auf dem Subjekt, das seine Umgebung betrachtet. Wir sehen ein Bild unserer Heimatstadt und erfreuen uns an diesem, weil wir uns z.B. an Kindheitserlebnisse erinnern. Daraus folgt, dass wir das Bild als schön definieren. Einem Anderen präsentieren sich hingegen nur verkohlte Schornsteine und Asphalt. Die These, die der zweite Teil der Frage („Oder erfreuen sie uns, weil sie schön sind?“) impliziert, lautet: Die Schönheit eines Objektes lässt sich, anhand von dem Objekt innewohnenden Qualitäten und Eigenschaften, objektiv ermitteln. Am Anfang steht die Schönheit des Dings, darauf folgen die positiven Gefühle der Freude des Betrachtenden bzw. Erlebenden. Würde die zweite These die Empfindung von Schönheit angemessen erklären, hieße dies jedoch, dass alle Menschen nur noch die gleichen Bilder schön fänden, weil nur die Bilder, die per se schön sind, erfreuen würden. Warum die einen abstrakte, moderne Kunst schön finden, während andere diese als hässlich empfinden und die naturalistischen Gemälde der Renaissance bewundern, wäre nicht ausreichend erklärt. Vielmehr noch schließt die These eine solche Beobachtung aus, weil das Subjekt, der Betrachter, in den Hintergrund tritt und lediglich auf äußere Reize, wie

einem schönen Bild, reagiert, also die Schönheit des Objekts an sich Urheber der Reaktion ist.

Auch lässt sich nicht leugnen, dass sich das Schönheitsideal einer Gesellschaft, z.B. in Form von Mode, ständig wandelt und sich auch zwischen ethnischer Gruppe stark unterscheidet. Aus soziologischer Sicht könnte man dieses Phänomen ganz einfach als gesellschaftliches Phänomen abtun; alle Schafe trotteln brav der Herde hinterher. Ein Philosoph hingegen würde die Stirn runzeln, denn die zweite These lässt sich mit diesem Phänomen nicht vereinbaren. Ein Objekt kann nicht per se schön sein, da Dinge, die vor ein paar Jahren noch als schön galten, heute schon wieder als hässlich bezeichnet werden. Den heißgeliebten Pulli aus den 80ern z.B. kann meine Mutter heute nur noch belächeln. Aufgrund dieser Beobachtung und der oben beschriebenen offensichtlichen Individualität der Wahrnehmung von Schönheit spreche ich mich gegen die erste These aus.

Doch damit ist die Problemstellung noch nicht gelöst. Der kritische Sokrates würde fragen: Warum sind die Dinge, die uns erfreuen schön? Was ist Schönheit? Warum wandelt sich unser Geschmack im Laufe des Lebens? Wie kann es sein, dass doch so viele Individuen die gleichen Kunstwerke, die im Museum als „Meisterwerk“ gekennzeichnet sind, schön finden, wenn Schönheit losgelöst vom Objekt sein soll? Wieso wandeln sich Schönheitsideale?

Grundsätzlich gesagt, sind die Dinge nur, sie existieren. Diese Auffassung ist heutzutage durch die Naturwissenschaften allgemein verbreitet, auch in der Philosophie. Wenn wir von schön und nicht schön sprechen nehmen wir begriffliche Unterscheidungen vor. Wie so oft kategorisieren wir die Welt, genau wie es schon Aristoteles getan hat und seitdem alle Wissenschaften, die versuchen sich die Welt durch vernunftgemäße Einteilung zu erklären und anzueignen. Der Mensch unterteilt: Tiere von Menschen, Gänseblümchen von Tulpen und auch Schönheit und Hässlichkeit. Der Mensch zeichnet sich also durch seine Vernunft aus, daher muss auch die Schönheit ein menschliches Konstrukt, ein Konstrukt der Vernunft sein, denn nur mit Hilfe der Vernunft können wir Empfindungen, im Falle des Schönen, der Freude über ein Objekt, aber auch über eine Tätigkeit, einen abstrakten Begriff zuordnen. Um diese Begriffe aber überhaupt formulieren zu können, muss es in der Natur des Menschen liegen, Schönheit zu empfinden.

Es stellen sich also weitere Fragen: Ist das Empfinden von Schönheit anthropologisch zu erklären? Kann man dem Schöne, das Guten gleichgesetzt? Stammt das Empfinden von Schönheit noch aus dem Tierreich? Man erinnere sich nur an das prächtig bunte Gefieder eines Vogelmannchens. Zwar ist eine solche Aussage nie endgültig beweisbar, weil wir nicht in die Köpfe der Tiere blicken können, aber mein Gedankengang lautet wie folgt: Das Weibchen wählt das Männchen aus, das aufgrund seines Gefieders die besten Überlebenschancen verspricht. Es geht also um den Nutzen, die Artenerhaltung, nicht um das Empfinden von Freude. Höchst wahrscheinlich ist das Tier hierbei nur von seinen Trieben geleitet, nicht aber von Freude. Allerdings ist auffällig, dass ein äußeres Merkmal durch den Trieb (beim Menschen durch die Freude) mit dem Guten konnotiert wird. Das menschliche Schönheitsempfinden unterscheidet sich also größtenteils sehr stark vom tierischen. Der Mensch geht nicht ins Museum, um seine Triebe zubefriedigen, wie es Freud vielleicht erläutern würde. Kunst ist ein Ausdruck menschlicher Vernunft.

Trotzdem vermute ich, dass das erläuterte Phänomen des Tierreiches Aufschluss über den Ursprung menschlichen Schönheitsempfindens gibt bzw. vor allem darüber, warum Gutes als schön bezeichnet wird. Denn die menschliche Unterscheidung von „schön“

und „hässlich“ ist nicht nur ästhetischer Natur, sondern auch moralischer. Was gut an sich oder gut für uns ist, ist schön. Was hässlich ist, ist schlecht. So empfinde ich einen Menschen als schön, den Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft charakterisieren. Ich erfreue mich an dem, was ich als gut wahrnehme.

Gezielt verwende ich den Begriff „empfinden“, da dies, wie in These I aufgestellt, der Ursprung der Schönheit ist. Am Anfang steht die Empfindung, die Freude, dann folgt das Empfinden von Schönheit.

Egal wie vielfältig die Objekte, denen Schönheit zugesprochen wird, der Grund, aus dem Menschen etwas als schön wahrnehmen und die Art, wie wir auf diese Wahrnehmung reagieren, ist immer die gleiche: Wir treten in Interaktion mit dem Objekt. Oder anders ausgedrückt: wir setzen uns in Beziehung mit unserer Umwelt. Damit meine ich, dass wir die positiven Empfindungen, also die Freude, die ein Objekt und dessen Eigenschaften in uns hervorruft, durch unsere Vernunft erkennen und diese auf die Objekte projizieren. Ganz abstrakt könnte man von einem Widerspiegeln der eigenen subjektiven Gefühle im Objekt sprechen. Die Betonung liegt hier wieder auf dem kleinen Adjektiv *subjektiv*. Wir schauen uns die Welt durch unsere Kantsche Brille an. Nichts ist objektiv, denn unsere Brillengläser sind von unserer Erfahrung gefärbt. Die Frage ist demnach auch verknüpft mit erkenntnistheoretischen Überlegungen. Der Mensch wird als Tabula rasa geboren, nur seine Vernunft ist ihm schon inne. Im Verlaufe seines Lebens kommen noch Erlebnisse hinzu. Diese beeinflussen unsere Vorstellung von Schönheit. Wir entwickeln also ein geistiges Ideal von Schönheit, welches sich an unseren positiven, guten Erfahrungen, aber auch an der Gesellschaft orientiert. Ebenso entwickeln wir ein Ideal der Hässlichkeit, welches wir von negativen Erfahrungen ableiten. Betrachten wir nun unsere Umwelt, z.B. ein Kunstwerk, so gerät unser Schönheitsideal in Konflikt mit der Realität. Das, was wir schön finden ist nach meinen Überlegungen, das, was unserer geistigen Vorstellung von Schönheit am nächsten kommt.

Ich fasse zusammen: Ein Objekt, das erfreut, also dem positiv konnotierten Ideal ähnelt, wird als schön empfunden. Meine Auffassung von Empfinden des Schönen ist somit eine Abänderung der Ideenwelt Platons. Wir erinnern uns nicht an eine Idealwelt, die unsere Seele vor unserem körperlichen Leben erspäht hat, sondern an die Idealwelt in unserem Kopf.

Damit wäre auch geklärt, warum sich der Geschmack, den Kant in der „Kritik der Urteilskraft“ als „das Vermögen der Beurteilung des Schönen“ definiert, im Laufe des Lebens wandelt. Er wandelt sich mit den Erfahrungen, die auf unsere tabula rasa gekritzelt werden.

Außerdem lässt sich mit dem Ansatz auch das Phänomen des Meisterwerks erklären. Obwohl das Objekt nicht per se schön sein kann, gibt es doch bestimmte Eigenschaften, die in vielen Menschen die gleichen Empfindungen hervorrufen.¹ Dies lässt sich an konkreten Beispielen verdeutlichen. Wir leben in einer Welt, in der bestimmten Farben positive Bedeutung beigelegt wird. Aus diesem Grund werden sich viele Menschen von farbenfrohen, expressionistischen Bildern angezogen fühlen. Auch bestimmte Themen, wie die Natur oder die Religiosität, die fast allen Menschen in ihrem Leben als bedeutsam oder gut begegnen, werden in Werken als positiv empfunden. Hinein spielen zudem auch Malweise und Darstellungsweise.

In meinem Essay liegt der Fokus ganz gezielt auf der Kunst und den Objekten. Aber auch Erlebnisse und Momente attribuiert der Mensch mit dem Adjektiv schön. Zum Beispiel, wenn man Sport treibt. Locke spricht vom „Kunstschönen“ und vom „Naturschönen“, wobei er das Kunstschöne als „aus dem Geist geboren und wieder geborene Schönheit“² bezeichnet. Diese Beschreibung bestätigt meine Überlegungen

insofern, dass sie die Kunst als Inbegriff des Geistes gedeutet wird. Der Künstler malt, zeichnet oder formt das, was er selbst als schön empfindet, das heißt, was ihn erfreut, also das Schönheitsideal seines Geistes.

Wie aber passt der Menschliche Körper in das Bild? Ist er nun Naturschön oder Kunstschön? Er ist ein Objekt, das der Natur angehört, also nicht vom Menschen formbar ist wie eine Skulptur, und trotzdem dem Wandel, dem Schönheitswandel unterworfen ist. Auch der menschliche Körper, zumindest der, der Models, ist Projektor. Jedoch nicht einer einzelnen Person, sondern der Gesellschaft. In unserem Zeitalter gewinnt körperliche Gesundheit durch Fitness immer mehr an Bedeutung. Viele Menschen erfreuen sich an diesem Ideal, finden die Models dadurch schön. Der Körper eines Models, wird jedoch so stark idealisiert, dass es negative gesundheitliche Folgen auf den Körper hat, was den Blick, die Brille eines aufgeklärten Menschen färbt. Zum Glück ist die Breite an Schönheitsidealen in Form von Mode um einiges größer, als in der Antike und im Mittelalter, als man noch nach dem einen Schönheitsideal gesucht hat. Auf der einen Seite würde ein solches einheitliches Ideal mehr Orientierung bieten, auf der anderen Seite verspricht ein diverseres Schönheitsspektrum unseres Zeitalters mehr Freiheiten. Schönheit ist nämlich auch Spiegel unserer Gesellschaft. Die Tatsache, dass unsere Gesellschaft (Deutschland) viele Subkulturen und somit auch eine Bandbreite an Ausdruckweisen durch Kleidung und Ästhetik aufweisen kann, verweist auch auf politische Freiheit.

Meine Antwort an den kritischen Philosophen aus dem Museum wäre die folgende: Wir erfreuen uns an Objekten, die unserem geistigen Ideal des Schönen und des Guten am meisten ähneln, und ordnen ihm daher den Begriff „schön“ zu.

Es ist mittlerweile Abend geworden. Die Museumswärter treiben die Gäste aus den Räumen. Aus allen Ausstellungsräumen, ob Mittelalter, Renaissance, Romantik oder Moderne aus allen Räumen kommen die Menschen. Jeder mit der Erinnerung an sein individuelles Lieblingsbild.

Quellen:

¹ Kant, Immanuel: Kritik der Urteilkraft: Reclam Verlag, 1986.

² Schweppenhäuser, Gerhard: Ästhetik: Philosophische Grundlagen und Schlüsselbegriffe. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2007.

Ich versichere, dass ich die Arbeit selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt habe und alle Entlehnungen als solche gekennzeichnet habe.